

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 129 (1988)

Artikel: Notizen zur Auswanderung aus Ob- und Nidwalden im 19. Jahrhundert

Autor: Flüeler, Brigitte

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Notizen zur Auswanderung aus Ob- und Nidwalden im 19. Jahrhundert

1836 schrieb ein historisch interessierter Geistlicher, der Schulherr Businger, in seiner «Schilderung des Kantons Unterwalden»:

«Unstreitig dürfte Unterwalden noch stärker bevölkert seyn. Unter den moralischen, das heisst freiwilligen Hindernissen nennen wir, ohne selben weiters näher zu treten: (. . .) Das immer noch mehr oder weniger bestehende Auswandern, entweder als Militär, oder besonders als Sennen.»

Offenbar hatte das Auswandern auch in Ob- und Nidwalden eine gewisse Tradition. Dabei denkt man natürlich zuerst ans Reislaufen. Doch soll dieses, so Businger, bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine volkswirtschaftliche Bedeutung mehr gehabt haben, bemerkt er doch an anderer Stelle:

«Diese Quelle des Einkommens fliesst jetzt nur noch sparsam in den zwei Kompagnien, welche Obwalden theils in Neapel und theils im Kirchenstaate, und in der Kompagnie, welche Nidwalden ebenfalls in Neapel, und in der halben, Kompagnie, welche es im Kirchenstaat hat.»

Viel wichtiger als das Reislaufen war zu dieser Zeit die Berufsauswanderung. Schon im 17. Jahrhundert zogen Unterwaldner als Sennen und Melker, als «Schweizer», ins Elsass, in die Pfalz, nach Norddeutschland und sogar bis nach Russland. Noch 1922 kann sich ein Obwaldner daran erinnern, gehört zu haben:

«Mit Stolz hat der alte Bielmelk erzählt, wie sein Vater einst als Meisterknecht des

Karthäuserklosters zu Strassburg hoch zu Ross dort durch Feld und Auen geritten sei.»

Wie aus den Stammbüchern zu ersehen ist, zogen auch etliche Nidwaldner ins Ausland. So wurde 1831 ein Jakob Josef Odermatt aus dem Landrecht entlassen, damit er sich in Berlin einbürgern konnte. Und ein anderer seines Geschlechts, ein Josef Maria Odermatt, geboren 1823, starb als Gutspächter in Reiningen im Elsass.

Man weiss so gut wie nichts darüber, wieviele zu Busingers Zeiten reisten und wanderten und welches die Hintergründe dieser Bevölkerungsbewegungen waren. Erst ab 1850 lässt sich mehr über die Ursachen der Auswanderung aus Ob- und Nidwalden sagen. Es waren zwei Auswanderungswellen, welche bis zur Jahrhundertwende, parallel zum gesamtschweizerischen Geschehen, die beiden Halbkantone betrafen.

Zwischen 1843 und 1846 kam es wegen der schlechten Witterungsverhältnisse in der ganzen Schweiz zu Missernten. Verschärft wurde die Lage zusätzlich durch die Kartoffelkrankheit, welche die Ernte von 1845 fast vollständig zerstörte. In der Folge kam es in weiten Teilen der Schweiz zu einer Hungersnot. Auch in unseren Gegenden litt man darunter: « . . . gedörrte Schnecken mit Kräutersuppe war zum Beispiel in Giswil häufig die einzige Kost armer Leute gewesen.» Die Ernteausfälle drückten auch das Einkommen der Bauern und führten zu einem allgemeinen Rückgang der Kaufkraft, denn die übrigen Bevölkerungs-

schichten mussten einen höheren Prozentsatz ihres Einkommens für Lebensmittel aufwenden und konnten sich somit weniger gewerbliche Güter leisten. Die geringe Nachfrage führte zu einem Rückgang der Produktion, zum Sinken der Löhne und schliesslich zu Arbeitslosigkeit. Mit zwei, drei Jahren Verspätung erfasste der Konjunkturrückschlag auch Industrie und Gewerbe. Wie wirkten sich nun aber diese Vorgänge auf die wirtschaftliche Situation unseres Kantons aus?

Ob- wie Nidwalden gehörten zur Hirtenlandzone: Hier war kein Getreideanbau und kaum Gartenbau zu finden. Lebensmittel wie Brotfrucht und Kartoffeln mussten importiert werden. Finanziert wurden diese Käufe durch den Handel mit Vieh und Milchprodukten. Durch die schlechte Witterung Mitte der vierziger Jahre gingen aber die Erträge an Viehfutter — und damit auch an Milchprodukten — zurück. Der Erlös aus dem Handel mit diesen Erzeugnissen schrumpfte. Durch die Umstellung vom Getreideanbau zur Gras- und Viehwirtschaft im Unterland wurde im Berggebiet die Konkurrenz deutlicher spürbar. Zudem stockte nun auch der Viehhandel. Die potentiellen Abnehmer waren, da selbst von der Krise betroffen, in Geldnöten und die Futterpreise stiegen. Diese Entwicklung betraf zuerst die gross- und mittelbäuerlichen Schichten. Durch die guten Beziehungen zu Italien konnten die Sonderbundskantone vorderhand noch günstigeres Getreide einkaufen.

Drastisch verschlechterte sich die Lage erst, als der Konjunkturrückschlag in Industrie und Gewerbe einsetzte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Heimindustrie auch in Unterwalden

Fuss gefasst. So entwickelte sich in Engelberg mit der Seidenweberei, -kremplei und -wäscherei eine neue Verdienstmöglichkeit. In Kerns entstand 1828 eine Flechtschule, in Nidwalden waren Bekkenried, Emmetten und Buochs Zentren der Seidenverarbeitung.

Die Heimindustrie bot vielen, die früher auswärts ihren Lebensunterhalt hatten verdienen müssen, die Möglichkeit, im Land zu bleiben. Dadurch, dass diese Leute, die vor allem aus bäuerlichen Unterschichten stammten, nun im Land blieben und hier auf der Grundlage «eines Spinnrads, einer Bettstatt und einer tschäggete Chue», wie es im Lied heisst, eine Familie gründen konnten, vermehrte sich die Bevölkerung stark. In Obwalden nahm sie zwischen 1798 und 1850 um 32 Prozent, in Nidwalden gar um 38 Prozent zu. Die neuen Erwerbsquellen, von denen ihre Existenz nun abhing, waren jedoch sehr konjunkturabhängig, Arbeitslosigkeit und Verdienstlosigkeit vorprogrammiert. Blieb dieser Verdienst aus, sank das Einkommen des Heimarbeiters unter das Existenzminimum.

In Obwalden wurde die Lage dieser Bevölkerungsschichten, die man als «Hausarme» bezeichnete, durch die Armengesetzgebung noch drückender. Diese sah eine «Armenunterstützung mittelst Verwandtschaftssteuern» vor, das heisst ein Armer musste von seinen Verwandten väterlicherseits unterstützt werden. Dies bedeutete nichts anderes, als dass die Armen Arme zu unterstützen hatten. Simon Etlin, der spätere Obwaldner Landammann schrieb dazu 1850:

«Wir sehen den Gewerbsmann, den Tagelöhner, — ohnehin gedrückt durch Theuerung und Konkurrenz-, den Dienstboten — ohnehin genötigt zur Nachhilfe

seiner armen Geschwister —, alle hoch besteuert; wir sehen sie Alle als die mühseligsten Träger der grossen Last, und auf der anderen Seite sehen wir reiche Kapitalisten, welche — in keiner nahen armen Verwandtschaft — an diese drückende Steuerlast kaum etwas Nennenswerthes beitragen. (. . .) Gross ist daher der moralische und selbst ökonomische Nachtheil solcher augenfälligen Ungleichheit.»

Im Oktober 1851 wurde dieses, wie Etlin erkannte, «verfehlte Heilmittel gegen den Pauperismus», das heisst die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten, abgeschafft. Die Armenunterstützung wurde Sache der Gemeinden, also der Allgemeinheit. Die «reichen Kapitalisten» mussten nun auch in Obwalden ihr Scherflein zur Unterstützung ihrer armen Mitlandleute sowie der 1850 eingebürgerten, landesfremden «Tolerierten» beitragen. Darüber, wie diese Gesetzesänderung aufgenommen wurde, sagen die Quellen nichts. Tatsache ist aber, dass vier Monate später die grosse Auswanderung aus Obwalden begann. Zwischen März 1852 und März 1854 emigrierten 380 Obwaldner nach Brasilien. Man weiss, dass die Gemeinden Sachseln, Alpnach und Giswil die Auswanderer mit über 48 000 Franken unterstützten. Dass es sich dabei nicht um vermögende Emigranten handelte, geht schon daraus hervor, dass diese aus dem eigenen Sack zusammen nur ganze 167 Franken an die Reisekosten beizusteuern in der Lage waren. Ausserdem mussten sie sich verpflichten, diese Vorschüsse den Gemeinden zurückzuzahlen, wenn sie sich in Brasilien niedergelassen hatten. Zudem wurde 1854 beschlossen, dass jeder, der Auswanderungsunterstützung bezogen

hatte und vor Ablauf von 12 Jahren ins Land zurückkehrte, als Betrüger zu bestrafen sei.

Anders gestaltete sich die Geschichte der Nidwaldner Auswanderung.

Zwar waren die wirtschaftlichen Verhältnisse ziemlich ähnlich, die Bevölkerungszunahme gar noch grösser als in Obwalden: Auch hier muss die Armut Ende der vierziger und anfangs der fünfziger Jahre drückend gewesen sein.

Mit diesem Problem ging man aber in unserem Kantonsteil ganz anders um. Bereits 1811 war die Armenunterstützung nicht mehr Sache der Verwandtschaft, sondern der Gemeinden. Um die Zahl der Armen, welche die Allgemeinheit belasteten, möglichst tief zu halten, verfügte Nidwalden über strenge Heiratsgesetze. Jede auswärtige Frau, welche in den Kanton einheiratete, selbst jede Obwaldnerin, musste Geld bei den Behörden hinterlegen sowie à fond perdu eine bestimmte Summe in die Armenkasse zahlen. Die Geistlichkeit hatte überdies das Recht, aus finanziellen oder moralischen Gründen eine Heirat zu verhindern. Eine der Folgen dieser Heiratspolitik war, dass die Nidwaldner und Nidwaldnerinnen ziemlich spät heirateten, was einer natürlichen Geburtenbeschränkung gleichkam. Alle diese Massnahmen konnten jedoch nicht verhindern, dass auch bei uns in der Krise der vierziger und fünfziger Jahre die Armut drückend war. Das «Nidwaldner-Wochenblatt» beschäftigte sich mehrmals mit diesem Problem, und um die Aktualität seiner Ausführungen über die Verarmung zu unterstreichen, vermerkte der Redaktor in einem Artikel vom Jahr 1848: «G'rad eben, wie ich das niederschreibe, stehen zwei Kinder vor der Thüre und



Wegen der Kargheit unserer Bergtäler (wie hier das Schächental), mussten unsere Landsleute früher auswandern.

heischen. Es ist ein achtjähriger Bub und ein zehnjähriges Meitschi.»

Anfangs des Jahres 1853 war die Geldknappheit so gross, dass der Notverkauf von Land- und Häusern ein enormes Ausmass annahm. «Der älteste Mann» soll sich, so das «Wochenblatt», nicht daran erinnern haben, dass je so viele Tausch- und Kaufverträge von Liegenschaften abgeschlossen worden seien. Bereits anfangs der fünfziger Jahre war eine Gruppe von Nidwaldnern in die USA ausgewandert. Wie schwer es den Auswanderern fiel, ihre Heimat zu verlassen, zeigt das Beispiel jenes Maria Zumbühl, den bereits in Basel das Heimweh übermannte, sodass er sich entschloss, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Doch die, wenn auch unter Erfolgsdruck geschriebenen und daher vielleicht leicht schönfärberischen, durchaus positiven Berichte der ausgewanderten Landleute, welche das «Wochenblatt» immer wieder abdruckte, mochten manch andern dazu bewogen haben, sein Glück in Amerika zu versuchen.

Mit Erscheinen des ersten Jahrgangs des «Nidwaldner Amts-Blatts» im Jahr 1854 wissen wir auch, wieviele es waren, die jährlich den Kanton verliessen. So zählen wir für 1854 66 Auswanderer, 1855 35, 1856 7 und 1858 13. Erstaunlich ist, dass die Zahl der Auswanderer nach 1854 rapide abnahm. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass die Krise in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre abflaute. 1855 trat nämlich ein Gesetz in Kraft, das die Auswanderung für arme Leute erschwerte. Weil inzwischen bekannt geworden war, dass die Regierung der USA beschlossen hatte, völlig mittellos einreisende Emigranten auf Kosten des Hei-

matkantons wieder zurückzuschicken, wollte man sich gegen solche «Unkosten» wappnen. Der Auswanderer musste sich vor einer Kommission über den Besitz des Reisegelds sowie weiterer finanzieller Mittel als Starthilfe ausweisen können. Die Kommission hatte auch nachzuprüfen, ob die Auswanderung einer ganzen Familie möglich sei. Wollte ein Familienvater allein auswandern, so hatte die Kommission dafür zu sorgen, dass eine gewisse Summe für den Unterhalt der Familie zurückblieb. Das Gesetz suchte also das «leichtsinnige Auswandern», wie man die Auswanderung armer Mitbürger nannte, zu verhindern, andererseits aber auch den Kanton von jeder Verpflichtung seinen ausgewanderten Mitbürgern gegenüber zu entbinden. Dieses neue Gesetz hatte Erfolg: Die Auswanderung nach Amerika nahm massiv ab. Die Ursachen der Emigration waren damit allerdings keineswegs ausgeremert. Für viele Nidwaldner blieb die Auswanderung weiterhin die einzige Möglichkeit, der drohenden Verarmung zu entgehen und sich eine Existenzgrundlage zu schaffen. Und da das neue Gesetz vielen die Auswanderung nach Amerika verunmöglichte, suchten sie in anderen Kantonen der Schweiz oder im benachbarten Ausland ihr Auskommen, um von dort vielleicht doch noch nach Amerika zu gelangen. Jahrzehnte später wurden diese in den kantonalen Stammbüchern für verschollen erklärt. Das Gesetz von 1855 bewirkte, dass Nidwalden eine doppelt so hohe Binnenwanderung wie Obwalden hatte. Nahm Obwalden in den Auswanderungsstatistiken einen der ersten, bezüglich der Binnenwanderung dagegen einen der letzten Plätze ein, so war es in Nidwalden umgekehrt.

Nachdem die Krise Ende der fünfziger Jahre überwunden war, folgten fette Jahre. Neue Beschäftigungsmöglichkeiten zeichneten sich ab. Dank dem Ausbau des Kantonsstrassennetzes und dem Bau der Achereggbrücke gab es wieder Arbeit und Verdienst. Zudem entstanden zu Beginn der sechziger Jahre in beiden Kantonshälften verschiedene industrielle Betriebe, in denen Hunderte Beschäftigung fanden. Auch die Heimarbeit blühte wieder auf. Die Seidenweberei Camenzind in Buochs beschäftigte 100—130 Arbeiter und 100—200 Heimarbeiterinnen. In Obwalden sollen noch weit mehr Leute von diesem Erwerbszweig gelebt haben. Auch das Hüteln war dort weit verbreitet. 1865 soll in einigen Gemeinden Obwaldens in fast 50 Prozent der Häuser gehütelt worden sein. Nicht zu unterschätzen war auch die Bedeutung des Tourismus für Nid- und Obwalden. In der «Obwaldner Wochen-Zeitung» von 1864 steht zu lesen:

«Bereits haben Beckenried, Buochs und Bürgenstad neue Badhäuser erstellt, die den Bedürfnissen eines Seebades entsprechen. Beckenried hat schon als klimatischer Kurort einen Namen, Buochs fängt an in seiner stillen lieblichen Lage den Fremden immer mehr zu bieten, und Bürgenstad (nicht mehr Regenloch) bleibt ein Zukunftspunkt, der das volle Recht hat mit seiner geschätzten Einsamkeit in diesem grünen Winkel einst ein stattliches Kurhaus zu verbergen.»

Auch in Obwalden entstanden ähnliche Kurorte, zum Beispiel in der Schwendi ob Sarnen.

In der Landwirtschaft wurde eifrig nach Verbesserungen gesucht, denn in der letzten Krise war deutlich geworden, in welchem desolaten Zustand sie sich befunden

hatte. Als anfangs der fünfziger Jahre die Zahl der Armen rasant anstieg, hatte das «Nidwaldner Wochenblatt» geschrieben:

«In der Gemeinde Kerns (. . .) will man nicht die in dieser Gemeinde so ungeheure Strecke zum grossen Theil beinahe ganz todt liegender Gemeinde- oder Korporationsgüter bearbeiten und mehr daraus nutzen lassen. (. . .) Wäre da nicht auch ein Amerika zu finden, ohne die Reise über das Meer zu machen?»

Landwirtschaftsreformen wurden auch von der Obrigkeit angeregt und unterstützt. Die am besten bewirtschaftete Alp wurde prämiert, Vortragsreihen organisiert und die Ausbildung der Bauern mit Beiträgen unterstützt. Ganz allgemein erfuhr die Landwirtschaft in den sechziger Jahren eine tiefgreifende Veränderung: Sie wurde zu einem kapitalistischen Unternehmen mit marktorientierter Produktion. So nahm nun auch die Landwirtschaft, wie die Industrie, in den sechziger und siebziger Jahren am Konjunkturaufschwung teil. Der Preis für Unterwaldner Spalen — neben dem Vieh das Haupthandelsprodukt der Landwirtschaft — erreichte zwischen 1870 und 1880 den höchsten Stand seit 1850. Parallel zu dieser Ertragssteigerung kletterten auch die Bodenpreise. Um überhaupt Land kaufen zu können, nahmen die Bauern, in Erwartung ständig wachsender Erträge, zunehmend Hypotheken auf. Solange die Agrarpreise und der Ertrag hoch blieben, das heisst bis Mitte der siebziger Jahre, ging diese Rechnung auf. Dann folgte, ausgelöst durch eine weltweite Überproduktion, der Konjunkturereinbruch, die Depression. Sie blieb nicht ohne Folgen für die Landwirtschaft. Rudolf von Tavel schreibt 1891:

«Wo der Senne vor hundert Jahren die Brandung des Meeres der Weltwirtschaft nur als ein fernes Getöse vernahm, da branden heute die schwellenden Wogen dieser unruhigen See immer höher und fühlbarer an den hohen Felswänden und schwemmen erbarmungslos die letzten Stücke des reizenden Bergidylles vor seinen Augen herunter.»

Zum erstenmal wirkte sich nun also eine Industriekrise auf die Landwirtschaft aus. Die Preise für Agrarprodukte stagnierten, die Erträge sanken wieder, und im gleichen Zuge war ein Rückgang der Bodenpreise festzustellen. Nun mussten die Gülten bei sinkendem Einkommen und stabilen Zinssätzen zurückbezahlt werden. Bankrotte wegen Zahlungsschwierigkeiten häuften sich. In Nidwalden wurden zwischen 1881 und 1890 54 Konkurse in der Landwirtschaft gezählt. Zum Vergleich: Zwischen 1871 und 1880 gingen 13, im Jahrzehnt davor gar nur sechs Landwirte Konkurs. Auch in Obwalden waren zwischen 1880 und 1890 wesentlich mehr Konkurse als früher zu verzeichnen. Obwohl natürlich auch das Gewerbe von den Entwicklungen der Weltwirtschaft nicht unberührt blieb, traf die Krise die seit den goldenen Jahren zwischen 1865—75 enorm verschuldete Landwirtschaft am stärksten. Rund ein Drittel aller Konkurse zwischen 1881 und 1890 waren bäuerliche. Diese erneute Krise löste die letzte grosse Auswanderungswelle, welche Ob- und Nidwalden im 19. Jahrhundert traf, aus. Zwischen 1881 und 1890 verliessen 1085 Personen Obwalden. Allein 1881 waren es 225. Im Volksfreund vom 14. Mai dieses Jahres stand zu lesen:

«In den Morgenstunden vollzog sich hier ein Ausmarsch, der von dem tiefen vol-

len Ernst des Lebens ein drastisches Bild darbot. Bei 70 Personen beiderlei Geschlechts, Jung und Alt, aus verschiedenen Gemeinden nahmen von ihrem Geburtslande Abschied und zogen aus, um weit über dem Meer in Brasilien ein neues Heim zu suchen. Wohl hatten Missgeschick, Nahrungsorgen und die Hoffnung, an der neuen Heimstätte besseren Broterwerb zu finden, zu dem folgeschweren Schritte hingetrieben.»

Zählte man also in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Obwalden über 1000 Auswanderer, so waren es in Nidwalden hingegen rund sechsmal weniger. Nur gerade 169 Personen verliessen in dieser Zeit den Kanton. Die Ursache dafür liegt in der Auswanderungsgesetzgebung von 1855. Und da diese erst in der Kantonsverfassung von 1943 aufgehoben wurde, bestimmte dieses Gesetz auch das Wanderungsverhalten der Nidwaldner in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Während zwischen 1903 und 1913 und nochmals in den zwanziger Jahren viele Schweizer, unter ihnen auch viele Obwaldner, im Ausland eine neue Erwerbs- und Lebensgrundlage suchten, verliessen nur wenige Nidwaldner die Schweiz.

Die meisten Obwaldner übrigens wanderten nach Kalifornien aus, ins Imperial Swiss Vally. Dort entstand, wie schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Brasilien, eine Kolonie, die auch heute noch die Erinnerung an die alte Heimat aufrechterhält. Auch die Nidwaldner, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auswanderten, wandten sich in erster Linie den Vereinigten Staaten zu. Einzelne von ihnen finden wir auch in Australien, Südamerika und sogar in Afrika und Asien.



Arnold Christen, geb. 10. Sept. 1866 in Stans, gest. 23. Juli 1952 in USA, Sohn des Johann und der Josepha Christen geborene von Matt. Arnold Christen wanderte 1880 nach der USA aus. Er ist der Grossvater von Frau Agnes Gwerder-Mathis.

Seit dem Zweiten Weltkrieg hat die Emigration für die Schweiz keine existentielle Bedeutung mehr. Im Gegenteil: Die Schweiz, noch zu Beginn unseres Jahrhunderts ein klassisches Auswanderungsland, wurde zum Einwanderungsland. Und wenn heute Menschen vieler Länder und Nationen bei uns das «Gelobte Land» suchen, wie dies unsere Vorfahren einst in den USA und Brasilien taten, dann mögen wir uns daran erinnern, dass diese damals auch nicht aus freiem Wil-

len ihre Heimat verliessen. Sie gingen nicht, weil es ihnen zu Hause zu wohl gewesen wäre; es waren, wie der «Obwaldner Volksfreund» 1922 schreibt, «. . . weitaus die meisten . . . von der Not getrieben, viele von der Umgebung die sie als Last empfand, fühlbar gestossen.»

*

Im vorhergehenden Artikel war die Rede von den Hintergründen der grossen Auswanderungswellen der 1850-er und 80-er Jahre. Nie zuvor und nie danach waren so viele Ob- und Nidwaldner, freiwillig oder der Not gehorchend, weggezogen. Dennoch kennt heute fast jeder von uns jemanden, der ausgewandert ist.

Der Kalender will an dieser Stelle zeitgenössische Auswanderer erzählen lassen. Dieses Jahr berichten Frau Agnes Gwerder-Mathis, eine gebürtige Wolfenschiesserin, und ihr Mann Joe Gwerder, ein Muothataler. Brigitt Flüeler hat das Gespräch aufgezeichnet.

Agnes und Joe Gwerder-Mathis

Mein Vater war ein Bergsler, der Bergs Hans, die Mutter eine Dillier von der Schwand in Engelberg. Sie hiess Marie. Geboren wurde ich im Gruebeli. Es liegt oberhalb der Kantonsstrasse zwischen Grafenort und dem Dörfli, auf Wolfenschiesser Boden. Ich war anderthalbjährig, als der Vater im Toggenburg ein Heimen kaufte. Warum er ab dem Gruebeli gegangen ist, weiss ich auch nicht. Im März 1924 zogen wir von Wolfenschiessern weg. Meine ältesten Geschwister, wir waren 10 Kinder, haben mir später erzählt, dass alles was wir hatten, Vieh und Möbel, alles, auf Lastwagen verladen



Joe und Agnes Gwerder-Mathis

und mitgenommen worden ist. Mein Vater hatte viel, viel Heimweh nach Nidwalden. Ich kann mich auch erinnern dass er das «Amts-Blatt» abonniert hatte. Ohne das hätte er nicht sein können.

In Kirchberg besuchte ich die Primarschule und machte eine Lehre als Schneiderin. Als ich dann 1940 eine Stelle suchte, kam ich nach Schwyz. Zuerst in den «Bären», hier arbeitete ich mich vom Küchenmädchen zur Serviertochter hinauf. Später wechselte ich ins «Central». In Schwyz lernte ich auch meinen Mann, Josef Gwerder, kennen. Er kam aus dem Muotatal, von Bisistal, und war wie ich in einer grossen Bauernfamilie aufgewachsen. Er hatte 12 Geschwister. Als er

achtzehn war, begann er im Sattel eine Schneiderlehre und 1939 eröffnete er in Schwyz hinter den «Drei Königen» ein Damen- und Herrenmassgeschäft. 1947 heirateten wir.

Bevor wir überhaupt Bekanntschaft hatten, hat Joe zu mir gesagt: «Wenn Du mich heiratest, gehen wir zusammen nach Amerika.» So ist es denn auch gekommen. Genau Jahr und Tag nach unserer Hochzeit hatten wir alles, Geschäft und Wohnungseinrichtung, verkauft. Von Le Havre aus fuhren wir mit dem Dampfer «Amerika» nach New York. Man hätte ja damals die Reise auch schon mit dem Flugzeug machen können. Aber wir wollten per Schiff nach Amerika.

Warum mein Mann nach Amerika wollte? Das hatte schon seinen Grund. Er war einer der jüngsten der dreizehn Geschwister und von seinen sieben Brüdern, die er hatte, sind schon in den zwanziger Jahren vier nach Amerika ausgewandert. Die ersten beiden als Joe siebenjährig war, 1920, die andern beiden 1928 und 1929. Sie hatten Farmen im Staate Washington, sind aber nie mehr nach Hause zurückgekommen und haben auch kaum je geschrieben. Er kannte also seine eigenen Brüder fast nicht. Diese wollte er in Amerika besuchen, zwei, drei Jahre bleiben, und dann wieder zurückkehren und neu anfangen. Ob ich mitgehen solle oder nicht: Diese Frage stellte sich für mich nicht. Ich war ja verheiratet mit ihm, und darum ging ich mit. Well, 1948 wanderten wir aus. 1964 kamen wir miteinander zum erstenmal wieder in die Schweiz zurück.

Ich selbst bin schon 1958 hier gewesen, Es waren damals zehn Jahre vergangen, dass wir ausgewandert waren, und Joe schickte mich in die Schweiz, damit ich mich umsehe, ob eine Rückkehr möglich wäre. Doch als ich hier war, hatte ich grosses Heimweh nach Californien. Dabei waren die ersten Jahre in Amerika nicht leicht gewesen, und wir hatten viel Heimweh nach der Schweiz. Wir konnten ja auch die Sprache noch nicht. Und als wir in New York ankamen, waren wir zum erstenmal in einer so grossen Stadt. Zuerst fuhren wir dann zu Joe's Brüdern. Dann suchten wir auch gleich Arbeit. Das war damals noch nicht so schwierig wie heute. Berufsleute waren nach dem Krieg in Amerika sehr gesucht. Innerhalb von zwei, drei Wochen hatten wir die Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung. Drei Monate blieben wir in Taco-

ma. Dann gingen wir nach Californien. Auch hier fand Joe sofort wieder Arbeit in einem grossen Herrenkonfektionsgeschäft in Oakland. Ganz allein fühlten wir uns dort nicht. Ein Neffe von Joe lebt auch heute noch dort. Und dann traf ich auch eigene Verwandte. Ein Bruder meiner Grossmutter war um 1880 ausgewandert und lebte in Portland, Oregon. Mit seiner Tochter Ida, die heute 95 Jahre alt ist, habe ich guten Kontakt. So haben wir uns in Californien gut eingelebt. Hier kamen auch unsere Kinder zur Welt. Donald, Arthur und Janet. So ging es uns 1958, als ich wegen der Rückkehr hierher kamen, gut. Joe hatte Arbeit und Verdienst. Wir hatten unser eigenes Haus und ein gutes Familienleben. Die wirtschaftliche Situation war damals, Ende der fünfziger Jahre, in der Schweiz auch noch nicht so gut, wie sie dann einige Jahre später wurde. Ich war hier und hatte Heimweh nach Californien. Wer weiss, wenn mein Mann damals mitgekommen wäre, vielleicht hätten wir uns dann anders entschieden.

Nur etwas bedauerte ich bei unserem Entscheid. Ich hätte gerne meine Kinder in die Schweizer Schule geschickt. Dieser Wunsch ging dann noch in Erfüllung. Unsere beiden Söhne haben hier in der Schweiz ihre Ausbildung gemacht. Arthur lernte bei Escher-Wyss Maschinenzeichner und Don studierte in Zürich Medizin.

Hier leben möchten wir beide nicht mehr. Das Wetter . . . ! Auch von der finanziellen Seite her gesehen, ist es in den USA besser zu leben. Wir kommen gerne hierher zu Besuch und sind überzeugt, dass wir unseren Weg auch hier gemacht hätten. Aber wir gehen gerne wieder nach California zurück. *Brigitte Flüeler*